

# Was die Nacht verbarg.

Roman von E. F. Oppenheim.

(12. Fortsetzung.)

Ihre große Aufregung war so unverkennbar, daß Heinz unwillkürlich stehen blieb und fragte: „Was ist Ihnen? — Ist Ihnen etwas geschehen?“

Das Mädchen hatte offenbar Vertrauen zu dem eleganten Besucher ihrer Herrschaft gefaßt, der mit Trinkgeldern nicht gespart hatte, denn sie zögerte nicht, ihm Auskunft zu geben. „Geschehen ist mir gerade nichts“, sagte sie. „Aber soll ich mich nicht ärgern, wenn man mich so — so unerschämte über meine Herrschaft auszufragen?“

Heinz strömte das Blut zum Herzen. „Sollte ich Sie ärgern?“ — „Wer sollte Sie denn ausfragen?“ — „Der Herr, den ich vorhin fortgeschickt habe. Er hat die ganze Zeit unten vor der Haustür gestanden — ich weiß nicht, was er da herumspionieren hat. Na, bei mir ist er jedenfalls an die Unrechte gekommen.“

Heinz entnahm seiner Börse ein Geldstück und drückte es der Kleinen in die Hand. „Sie sind ein braves Mädchen“, sagte er. „Schiden Sie nur jeder kurzerhand fort, der Ihnen mit neugierigen und zudringlichen Fragen kommt.“

Ein freundlicher Blick aus ihren blauen Augen belohnte ihn für die reiche Gabe, und mit einem nicken Blick setzte das Mädchen ihren Weg nach oben fort.

Heinz erwartete, vor der Haustür auf Herrn Paul Martens zu stoßen. Beide Hände in die Taschen seines viel zu weiten modischen Leberziegers gesteckt, stand Martens vor ihm und fixierte ihn mit einem unerschämten Blick. Er zog zwar den Hut, als Heinz ihn drohend anfaß, aber als Heinz ohne den Kleinen einer Andeutung zu würdigen, an ihm vorübergegangen war, lachte er scharf und spöttisch auf — ein unangenehmes, heißes Lachen.

Zwanzigstes Kapitel. Die Komtesse sah gut aus, und sie mußte es. Sie hatte in der Nacht vorzüglich geschlafen, ihre lebhaften graublauen Augen blickten klar und frisch in die Welt, und sie hatte die Siderkeit der Weltbühne, die sich bewußt ist, gut frisiert und gut angezogen zu sein.

Ihr Gesellschaftler aber in der traulichen kleinen Katakomben, wo man von jungen Mädchen in leibhaftig holländischer Tracht bedient wurde und das beste und wohlgeschmeckteste Gebäck erhielt, schien gerade das Gegenteil von ihr. Er sah bleich und übermüdet aus, seine Gesichtszüge waren schärfer gezeichnet als in der letzten Zeit. „Ich müßte“, sagte die Gräfin und lächelte ihm ein wenig zu, „daß ich thun könnte, was Sie verlangen. Aber es ist nicht so leicht und nicht so einfach, wie Sie glauben. Sie wollen die Adresse meiner Freundin, und Sie verstehen reichlich zu bitten, auch würde ich Ihre Bitte gern erfüllen, aber Margot hat mir's verboten, irgend jemand zu sagen, wohin sie gegangen ist.“

„Siderlich bezog sich das nicht auf mich!“ sagte Heinz lebend. „Aber gewiß, lieber Freund! — Sie nannte sogar ausdrücklich Ihren Namen“, erklärte die Komtesse. „Und das haben Sie ganz fest versprochen?“

„Das ist es ja eben! — Was sollte ich sonst thun? Man kann ihr nicht widerstehen. Wollten Sie sonst noch etwas von mir erfahren?“

„Ich hoffte in der That noch anderes von Ihnen zu hören — mehr, fürchte ich, als Sie mir sagen werden. Ich hoffe zu erfahren, warum Sie und Fräulein Margot in Berlin ein so eingezogenes und freudloses Dasein führen — und wie Sie in die Martensaffäre verwickelt wurden?“

„Ahl!“ sagte sie. „Das also wünschen Sie zu wissen?“

„Ich hoffe es zu erfahren“, gab er zu. „Sie begehren so viel, Herr Hollfelder, und Sie geben so wenig!“

„Gnädigste Komtesse, ich versichere Sie —“

Ihr helles Lachen ließ ihn verstummten. „Seien Sie nicht thöricht, lieber Freund!“ sagte sie. „Ich will Ihnen von Herzen gern sagen, was ich sagen darf, aber ich fürchte, es wird Sie nicht befriedigen, denn es ist nur sehr wenig.“

„So sagen Sie mir wenigstens, was Sie mir anvertrauen können! hat er. „Daß Margot und ich zusammen leben, erklärt sich aus unserer Jugendfreundschaft. Als es zwischen ihr und ihrem Vater zu einem Zerwürfniß gekommen war, hat ich sie, zu mir zu kommen, und wir haben uns seitdem nicht wieder getrennt, haben große Reisen miteinander gemacht und sind uns unentbehrlich geworden. Hier in Berlin hatten wir ein bestimmtes Geschäft. Ah! will Ihnen in Umriszen andeuten, um was es sich handelte. Vor etwa dreiviertel Jahren schrieb ein gewisser Otto Martens an mich, an uns und theilte uns mit, daß gewisse Familienpapiere in seine Hände

übergegangen seien, die er uns zum Kauf anbot. Die Veröffentlichung dieser Papiere konnte über eine Person, die mir sehr nahe steht, schweres Unheil heraufbeschwören, und Martens, der sich sehr genau über alle in Betracht kommenden Verhältnisse unterrichtet hatte, drohte uns, die Papiere an einen anderen zu verkaufen, der schonungslos von ihnen Gebrauch gemacht hätte. Wir sind wohlhabend, vielleicht sogar reich, aber unser Vermögen besteht in dem Besitz eines bedeutenden Fideikommisses, von dem wir lediglich das Jahreserträgniß für uns verwenden dürfen. Wir konnten deshalb die verlangte Summe nicht zahlen, und Martens und ich reisten nach Berlin, um Martens wenigstens hinzuhalten. — Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, Herr Hollfelder.“

„Ein nichtswürdiger Erpresser also!“ sagte Heinz voll tiefer Verachtung. „Sein Schicksal hat ihn demnach nicht unverdient getroffen.“

„Aber gestatten Sie mir, Ihre Erzählung, für die ich Ihnen von Herzen danke, nach meinem Wissen zu ergänzen. Sie zahlten Otto Martens vierteljährlich sechstausend Mark — nicht wahr?“

„Wieviel!“ erwiderte die Gräfin in leichter Unruhe. „Aber ist es notwendig, daß Sie —“

„Ja, es ist notwendig, daß endlich einige Klarheit geschaffen wird“, erwiderte er fest. „Sie zahlten also Otto Martens vierteljährlich sechstausend Mark. Aber das genügt ihm wahrscheinlich nicht mehr, er möchte fürchten, daß die Einnahmequelle eines Tages versiege, und er wandte sich daher an jenen anderen, der seiner Meinung nach ein zahlungsfähiger Käufer sein würde. Dieser andere aber bediente sich des Rechtsanwalts Berger zur Vermittlung.“

„Ah! kenne keinen Rechtsanwalt Berger.“

„Ah! glaube es Ihnen, denn Martens wird sich wohl gehütet haben, Ihnen seine Karten aufzudecken. Aber ich beginne jetzt, den Zusammenhang zu verstehen. Berger hat Martens im Namen seines Mandanten eine Summe von hunderttausend Mark für jene Familienpapiere, Martens zahlte, das Angebot anzunehmen, vielleicht erschien ihm die Renite, die Sie ihm unversehentlich hatten aussetzen müssen, doch wieder verlockender. Schließlich aber erklärte er Berger seine Bereitwilligkeit, mit ihm abzuschließen. In der Nacht seines Todes sollte das Geschäft zu Stande kommen. Deshalb telephonierte Berger mir, Martens zu einer Unterredung zu bitten. So weit wäre Licht in der Angelegenheit. Nun aber kommt tiefstes Dunkel! — das Geheimniß, das über dem Worte liegt. Freilich, noch eines ist erklärt — Martens nächstlicher Besuch in Martens' Wohnung. Sie hatte wahrscheinlich Kenntniß davon bekommen —“

„Nun aber unterbrach ihn die Gräfin energisch. „Bitte — nicht weiter, Herr Hollfelder! — Sie mögen sich den Zusammenhang denken, aber ich will nicht, daß wir darüber sprechen.“

„Aber beargwöhnen Sie denn nicht, daß wir darüber unbedingt sprechen müssen?“ — Sie und Margot befinden sich in großer Gefahr. Lassen Sie mich Ihnen erzählen, was sich seit dem Worte zugezogen hat, und was nicht an die Öffentlichkeit gekommen ist. Sie wissen, daß ein Bruder des Ermordeten aufgetaucht ist, ein junger Mensch, der die angenehmen Eigenschaften des Toten in noch ausgeprägterem Maße besitzt. Er weiß, daß sein Bruder ein Jahreserträgniß von vierundzwanzigtausend Mark besitzt, er weiß auch aus dem Munde des Rechtsanwalts Berger, daß er es gewissen Papieren verdankt, und daß diese Papiere eventuell hunderttausend Mark werth sind. Er befindet sich nun auf der Jagd nach den Dokumenten. Dabei wird er von einem unbestimmten Verdacht gegen Sie geleitet, er spioniert Ihnen nach, und Sie werden einsehen, daß es verhängnisvolle Wirtungen nach sich ziehen könnte, würde er von dem Besuch Margots in der Wohnung seines Bruders erfahren.“

„Er wird nicht davon erfahren.“

„Sind Sie dessen so gewiß, Komtesse? — Er würde nichts davon erfahren, wenn ich allein darum wüßte, aber —“

Die Gräfin erblachte. „Was heißt das, Herr Hollfelder? Wer denn sonst —“

Heinz war entschlossen, ihr alles zu sagen. Sie tennen den Doktor Dombrowski, den Polen. Er ist mit mir in dem gleichen Club, dessen Vorstand der Oberleutnant Arnstorff ist. Ein unglücklicher Zufall führte ihn in jener Nacht an meinem Hause vorbei, und er sah, wie ich Margot hinausbesuchte. Anfangs legte er dem keine große Bedeutung bei, aber er dachte anders darüber vom dem Augenblick an, als er Margot in Ihrer Gesellschaft sah. Darf ich Ihnen sagen, warum?“

„Bitte!“

„Er gab vor, zu wissen, daß Sie, Komtesse, augenblicklich der Gegenstand mißtrauischen Interesses hoch-

stehender Persönlichkeiten seien, und auch er mißtraut Ihnen deshalb.“

„Ahl!“ sagte sie. „So habe ich diesen Dombrowski doch richtig beurtheilt — damals und jetzt.“

„Und wofür, wenn ich fragen darf, haben Sie ihn gehalten?“

„Für einen Spion, Herr Hollfelder, für einen Spion der russischen Regierung. Sein Aufenthalt in Ostende fiel zeitlich mit der Annahmehzeit einiger polnischer Aristokraten zusammen, die der russischen Regierung von jeher unbedeuten waren. Man klüfferte sich allerlei über diesen Dombrowski zu, das nicht gerade schmeichelhaft für ihn war. Jetzt aber bin ich meiner Sache so gut wie gewiß.“

„Und warum gerade jetzt? Ist denn Ihre Angelegenheit ebenfalls politischer Natur?“

Die Gräfin schüttelte den Kopf. „Nicht doch — es ist eine Privatangelegenheit unserer Familie. Ich kann Ihnen nicht erklären, wie es damit zusammenhängt, aber ich glaube nun doch bestimmt zu wissen, daß Dombrowski nicht mehr und nicht weniger ist als ein Spion.“

„Unter solchen Umständen ist es allerdings meine Pflicht, meinen Clubgenossen die Augen zu —“

„Um des Himmels willen, lieber Freund, begeben Sie keine Unklarheiten! — Sie dürfen nicht vergessen, daß Dombrowski für uns augenblicklich ein sehr gefährlicher Gegner ist. Beschwören Sie nicht seinen Haß über sich herauf! Ich glaube, dieser Mann kann tödlich, kann fanatisch haßen.“

„Sie haben vielleicht recht“, gab Heinz zu. „Man hält sich im Club überdies jetzt etwas von Dombrowski zurück, und ich glaube nicht, daß er dort Schaden anrichten kann.“

„Margot weiß von alledem nichts?“

„Ich hätte bisher keine Gelegenheit, mit ihr darüber zu sprechen. Aber ich wünsche in der That dringend, es jetzt noch thun zu können. Wollen Sie mir Ihre Adresse noch immer nicht mittheilen?“

Die Gräfin sah in unruhigen Zerküßeln vor sich nieder, aber sie erklärte schließlich: „Ich kann es nicht verantworten, sie Ihnen unter diesen Umständen zu verschweigen. Ich werde Ihnen schreiben, noch ehe der Tag um ist.“

21. Kapitel. Zwei Herren saßen an einem ungedeckten, viereckig weiß getischelten Holztisch im Garten des Gosthofes zur Post des kleinen oberbayerischen Dörfchens Buchberg. Vor ihnen standen zwei offene Karaffen mit würzigem, goldklarem Trüffelwein.

„Wie haben Sie nur von dem Ort gehört?“ fuhr Hollfelder in der Unterhaltung fort und sah dem blauen Rauch seiner Cigarette nach, der in der unbewegten Luft terzengerade emporsstieg. „Wir sind ja die einzigen Gäste hier.“

Sein Gefährte, ein breitschultriger, elegant gekleideter Mann, drehte spielerisch sein Weinglas zwischen den Fingern. Sein kühn und energisch geschnittenes Gesicht war sonnengebräunt, über die ein wenig hart vorspringende Stirn lief eine breite dunkle Narbe. Er mochte wenig über sein dreißigstes Lebensjahr hinaus sein, und seine straffe, ausdrückliche Haltung verrieth dem kundigen Blick den ehemaligen Offizier. „Ich bin vor Jahren einmal auf einer Fußwanderung hier durchgekommen“, sagte er in Erwiderung auf Hollfelders Frage. „Die Lieblichkeit des Ortes ist mir unaußersichtlich im Gedächtniß haften geblieben. Da reizte es mich, wieder einmal zurückzukehren. — Wie aber sind Sie hierhergekommen?“

„Mein zufällig“, erwiderte Heinz in leichter Verlegenheit. „Ich hatte die Absicht, ein paar Sommerwochen in Murnau zu verleben. Von dort aus kam ich auf einen Ausflug hierher, und es gefiel mir so außerordentlich, daß ich mir sogleich im Gosthaus hier ein Zimmer nahm und mein Gepäck von Murnau herüberkommen ließ. Es mag Orte im bairischen Gebirge geben, die Buchberg an großartiger Schönheit übertreffen, aber einen herrlicheren Erdenstübchen hab ich kaum kennen gelernt.“

Sie haben beide schweigend in die sonnenhelle Landschaft hinaus. Vor ihnen erstreckte sich bis zu den Abhängen der tannenbewaldeten Berge lichtgrüne Wiesen, auf denen ungezählte Frühblüher aller Art und aller Farben standen. Hier und da aufsteigend, dann wieder auf weite Strecken unsichtbar zog sich ein Fließchen durch das Thal, dessen gedämpfetes, gleichmäßiges Raufchen eine so köstlich beruhigende Musik war wie das Branden des Meeres. Ferner grühten die schroffen Spitzen des Karwendelgebirges herüber, heute von keinem neidischen Wolkenkleier verhüllt, und über ihnen wölbte sich in unendlicher Klarheit der tiefblaue Sommerhimmel.

Heinz wandte den Blick. Da lag das Dörfchen, von dem nur die hochgiebeligen roten Dächer über den Wipfeln der Obstbäume sichtbar waren. In einiger Entfernung aber erhob sich auf einer mäßigen Anhöhe ein villenartiges Gebäude, dessen Mauern weiß durch das Grün der Parkanlagen schimmerten, die es umgaben — das Schloß Buchberg.

„Ah! möchte wissen, wer dort lebt“, sagte Heinz und machte seinen Gefährten auf das Gebäude aufmerksam. „Ich werde mich jedenfalls beim Wirth erkundigen.“

„Ich kann Ihnen Auskunft darüber

geben“, erwiderte der Fremde. „Buchberg gehört der Gräfin Waldendorff.“

„Ahl!“ sagte Heinz mit gut gespielter Gleichgültigkeit. „Vermuthlich ist auch größerer Grundbesitz dabei?“

„Buchberg ist Fideikommiss, und wenn ich recht unterrichtet bin, eines der ertragreichsten Güter in der Umgebung.“

„Sie scheinen ja mit den Verhältnissen wohl vertraut zu sein. Ich irre wohl nicht, wenn ich Sie für einen näheren Landsmann von mir, für einen Norddeutschen halte?“

„Nein“, erwiderte der Fremde. „Ich bin Norddeutscher, aber ich habe sehr wenig dort gelebt.“

„Da wir vermuthlich längere Zeit hier zusammen leben werden, gestatten Sie wohl, daß ich mich vorstelle“, sagte Heinz. „Mein Name ist Hollfelder.“

„Herbert!“ gab der Fremde mit einer leichten Verbeugung zurück. „Habe ich vielleicht die Ehre, mit dem bekannten Schriftsteller —“

Heinz lachte. „Ich glaube in der That, daß ich der einzige Schriftsteller meines Namens bin“, erwiderte er. „Aber ich ahnte nicht, daß mein Ruf schon über die Grenzen Berlins hinausgedrungen ist.“

„Ich las erst vor wenigen Tagen eine Ihrer Novellen in einem Münchener Blatt“, sagte Herbert, „und ich gestehe, daß sie mich ganz außerordentlich interessirt hat. Ich weiß nicht, ob es Ihre jüngste Arbeit war. Dunkle Mächte lautete, glaube ich, der Titel.“

Es war in der That seine jüngste Arbeit, eine Arbeit, die er erst nach der Nordnacht fertiggestellt hatte. Er hatte seine Abnung davon gehabt, daß sie bereits abgedruckt worden war, der Verleger mußte mit der Veröffentlichung begonnen haben, unmittelsbar nachdem er das Manuscript in die Hand bekam. Lieber war es Heinz nicht. Die Arbeit war wie eine Reichte seiner Gefühle und Stimmungen in und nach der Nordnacht geworden, und er hatte sie deshalb absichtlich einem Münchener Blatt gegeben, damit sie seinen Berliner Bekannten und denen, die Näheres über den Nord wußten, nicht in die Hände kam. Wie leicht war es nun aber möglich, daß auch Margot sie gelesen hatte!

„Allerdings — meine jüngste Arbeit, erwiderte er nach einer Pause, dann lenkte er sogleich von dem Gesprächsthema ab, indem er auf einige besonders schöne Punkte in der Landschaft aufmerksam machte.

Sie sahen dann eine gute Weile schweigend nebeneinander. Die Sonne näherte sich schon dem Horizont und nahm immer mehr eine goldrothe Färbung an. Die Fenster des Schloßchens blickten auf, getroffen von den letzten Strahlen, und es machte sich ein leichter Abendwind auf, der angenehme Kühlung brachte und die Blätter der Bäume leise rauschen ließ. Ein Starenpärchen, das in einem Nistkasten hoch oben am Stamm einer knorrigen alten Buche seine Heimstatt hatte, begab sich unter vielem Geschwätz zur Ruhe, und in flammender Majestät verankert der Sonnenball hinter den Bergkluppen.

Heinz ließ den Blick sinnend auf dem Anblick seines Gefährten ruhen. Dieses lächelte, scharf geschnittene Gesicht trug einen weichen, vertrauten Ausdruck. Wie gekannt hing der Blick des Fremden an dem Schloßchen, hinter dessen Fenstern es jetzt hell wurde. Er hatte das Aussehen eines Menschen, dessen Geist von ganz anderen Bildern erfüllt ist als von denen der Wirklichkeit. Mit welchen Gestalten mochte er die Raufschlägen des Parkes beleben, deren helles Grün sich in der Dämmerung deutlich von dem dunklen Laub der Bäume abhob? War es wirklich nur die sanfte Lieblichkeit der Landschaft gewesen, die ihn hergezogen hatte?

Der Wirth, der herbeikommt, sich nach den Wünschen für das Abendessen zu erkundigen, weckte sie aus ihrem Sinnen.

Gemeinsam nahmen sie das ziemlich bescheidene Mahl ein; aber als sie es beendet hatten, erhob sich Heinz.

„Ich habe Lust, noch einen kleinen Spaziergang zu machen“, sagte er, seine vom langen Sitzen steif gewordenen Glieder redend. „Gute Nacht, Herr Herbert.“

„Gute Nacht!“ gab der andere höflich zurück und erhob sich ebenfalls, um in das Haus zu gehen.

Heinz schlenderte langsam durch das Dorf und ging dann auf der Straße weiter, die in sanften Windungen zum Schloß emporführte. In weniger als zehn Minuten erreichte er die Mauer, die den Park abschloß, und das große schmiedeiserne Einfahrtsthor.

Er trat dicht an die Gitterstäbe und spähte in den Park. Aber es war nicht eben viel, was er da erblicken konnte. Dicht hinter der Einfahrt machte der Weg eine Biegung, und ein an dieser Stelle angepflanztes Gebüsch hinderte den jungen Schriftsteller, ihn weiter zu verfolgen. Da gemahnte er, daß neben dem großen Einfahrtsthor eine zweite kleinere Thür für Fußgänger angebracht war, und kurz entschlossen betrat er durch diese den Park.

Er hatte drinnen erst wenige Schritte thun können, als er sich von einer barocken Stimme angerufen hörte: „Wo wollen Sie denn hin, Herr?“

Es war offenbar ein Gärtner, den er da vor sich hatte. Gelassen gab Heinz zurück: „Ich glaube, das Betreten des Parkes sei nicht verboten. Ich habe nicht die Absicht, Blumen ab-

zur Ruhe begeben. Ob er bis zu diesem Augenblick Viertelstunden oder Stunden hier stehen müßte, ihm galt es gleich. Wann — seit dem Anbeginn der Welt — hätte denn auch je ein Berliner auf der Nacht vor den Fenstern seiner Angebeteten Müdigkeit oder Langeweile empfunden!

Ein paar Mal schon war es Heinz vorgekommen, als ob sich hinter der gleichfalls verhängten hohen Glasthür, die aus dem Erdgeschloß der Villa auf die seinem Beobachtungsposten zugekehrte breite Terrasse hinausführte, schattenhafte menschliche Gestalten bewegten. Aber die Entfernung war zu groß, als daß er aus ihren verschwimmenden Umriszen hätte darauf schließen können, ob es die Schatten männlicher oder weiblicher Personen seien.

Nun aber — er fühlte für die Dauer einiger Sekunden im Uebermaß hoffnungsvoller Erwartung den Schlag seines Herzens stocken — nun that sich diese Glasthür plötzlich auf, und im dem Lichtstrahlen, der aus dem Innern auf die Terrasse hinausstieß, erschienen Seite an Seite zwei weibliche Gestalten, die langsam der marmornen Brüstung zuschritten, gerade noch der Stelle hin, wo er unten jenseits der düsterräuchernden Blumenrabatten im bergenden Schatten stand.

Die größere der beiden war ihm fremd. Er konnte, da eben jetzt der volle Mond sein silbernes Licht über das Schloß und seine Umgebung ausgoß, jede Einzelheit ihrer Kleidung und jeden Zug ihres Gesichts erkennen, aber er war nicht darüber im Zweifel, daß er dies schöne stolze Gesicht zum ersten Male in seinem Leben erblickte.

Die junge Frau mochte in der Mitte der Zwanzigjähre stehen. Ihr Antlitz dünkte Heinz natürlich viel weniger schön als das seiner geliebten Margot, aber er hatte sich in seinem schwärmerischen Enthusiasmus doch noch Unbefangenheit genug bewahrt, um anzuerkennen, daß es eines von jenen interessanten und fesselnden Gesichtern sei, die ein Mann nicht leicht wieder vergißt. Namentlich die großen Augen, deren Farbe er jetzt nicht ergründen konnte, mochten von ungewöhnlicher Schönheit sein. Und ungewöhnlich schön war jedenfalls die Silhouette der hohen, wahrhaft königlichen Gestalt, deren Haltung und deren Bewegungen auch dem ungelübten Beobachter die Empfindung erweckt haben würden, daß diese Frau unzweifelhaft von jeher gewohnt gewesen sei, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln.

Aber das waren Eindrücke, die zu empfangen für Heinz ein einziger Blick auf die Unbekannte hinreichend gewesen war. Denn mehr als diesen einen Blick hatte er für sie nicht übrig gehabt. Sein Interesse und seine Aufmerksamkeit galten ja nicht ihr, der Fremden, sondern einzig dem lieblichen, schlanthen Gesicht an ihrer Seite, dessen Schönheit auf den jungen Schriftsteller bei jedem Wiedersehen mit dem überwältigenden Zauber einer ganz neuen Offenbarung wirkte, wie greifbar lebendig auch nach seiner Ueberzeugung das Bild gewesen sein mochte, das er von ihr im Herzen getragen.

Er konnte trotz der geringen Entfernung, in der sie sich jetzt von ihm befanden, nicht verstehen, was die beiden miteinander sprachen, denn sie hatten ihre Stimmen gedämpft, als ob sie trotz der sorgfältigen Bewachung ihres Wohnortes hier in der tiefen abendlichen Stille das Ohr eines Lauschers fürchteten. Nur der Klang eines bunten gefärbten, weichen Organs von geradezu musikalischem Wohlklang drang zu Heinz herüber, so oft die Unbekannte das Wort ergriff, und er hatte den Eindruck, daß es sehr ernste Dinge sein müßten, von denen sie sprachen.

(Fortsetzung folgt.)

„Wobon leben Sie eigentlich, Herr Müller?“ — „Noch immer von dem Blumentopf, der mir vor fünf Jahren auf den Kopf gefallen ist.“

Ein Mann in Alabama behauptet, mit dem Whiskey, der in seinem Staate verkauft wird, ein Tschentuch grün gefärbt zu haben. Das ist eigentümlich; Whiskey wird sonst gewöhnlich die Eigenschaft zugescriben, Sachen hübsch rot angustreichen.



Weinpotischer (zu seinem Gehilfen): „Aho, das Fraß da merken Sie sich gut, das habe ich selber mit Verchiedenem behandelt — döß Weinerl wird heuer noch seine 20 Jahre alt!“